



ZUR PERSON

Prof. Dr. Thomas Druyen wurde am 2. Juli 1957 in Süchteln geboren und wuchs in gutbürgerlichen Verhältnissen auf. In Münster studierte er Jura, Soziologie, Publizistik und Philologie sowie Anthropologie an der Universität Colombo (Sri Lanka). Seit 2006 ist er Direktor des Forums für Unternehmensforschung an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und seit 2007 Professor für Vergleichende Vermögenskultur an der privaten Sigmund-Freud-Universität in Wien. Er beriet unter anderen die Fürstenfamilie von Liechtenstein. Druyen lebt mit seiner Frau, der Schauspielerin Jenny Jürgens (43), in einem Penthouse in Düsseldorf-Grafenberg.

Sind *Reiche* glücklicher?

Thomas Druyen ist Europas wichtigster Vermögensforscher.

Der Professor an der Wiener Sigmund-Freud-Privatuniversität lebt sozusagen ganz in der Nähe seiner Forschungsobjekte in Düsseldorf-Grafenberg. Ein Gespräch über Last und Lust des Geldes.

THOMAS DRUYEN IM INTERVIEW MIT SVEN GÖSMANN

Sven Gösmann: *Professor Druyen, ab wann bin ich reich?*

Prof. Dr. Thomas Druyen: Leider gibt es keine definitive Festlegung. Für die Bundesregierung beginnt Reichtum für ein Individuum bei einem Monatseinkommen von 3300 Euro und bei 6900 Euro für eine kleine Familie. Diese Frage wird national und international je nach Maßstab und Einschätzung sehr unterschiedlich beantwortet. Aber nach meiner Einschätzung sind die Größenordnungen viel zu gering veranschlagt. Deshalb haben wir für unsere eigene wissenschaftliche Arbeit eine Reichtumspyramide entwickelt, die in Bezug auf Reichtum bei einem Vermögen von 1,5 Millionen Euro beginnt.

Wie haben Sie diesen Wert errechnet?

Druyen: Jemand den wir als reich bezeichnen, sollte von der Rendite einige Jahre leben können. Viele Menschen – und wir haben für unsere Forschungen unzählige Personen befragt! – haben übrigens immer noch eine Million als Definition für Reichtum im Hinterkopf. Dazu muss man allerdings sagen, dass eine Million Euro in Düsseldorf etwas anderes bedeutet als eine Million in Tokio. Eine Million in Hamburg ist wiederum etwas anderes als eine Million in Stockholm oder New Delhi, geschweige denn als eine Million in einer afrikanischen Stadt. Also der Begriff des Reichtums ist extrem relativ.

Sie haben mit der Vermögensforschung ein neues Wissenschaftsfeld entwickelt. Warum?

Druyen: Ich habe mich gefragt: Wie kann es sein, dass zu Beginn des 21. Jahrhunderts die Gruppe der „Erfolgreichsten“ und Superreichen wissenschaftlich schon seit Jahrzehnten nur am Rande berührt werden. Circa tausend Milliardäre und elf Millionen Millionäre üben weltweit gewaltigen Einfluss aus, so dass ihre Lebenshaltungen systematisch und vorurteilsfrei analysiert werden sollten. Dies war mein gedanklicher Ausgangspunkt.

Wie viele sind es in Deutschland?

Druyen: Etwa 860 000. Noch entscheidender ist, die elf Millionen Millionäre weltweit verfügen über 32 Billionen US-Dollar. Das ist die Hälfte des Weltbruttoinlandsproduktes. Deshalb glaube ich, dass unsere Forschung von Bedeutung ist.

Sie haben im Rahmen Ihrer Arbeit viele reiche Menschen kennengelernt - sind Reiche glücklicher?

Druyen: Keinesfalls! Natürlich ist es ein Privileg, wenn man ein Vermögen besitzt, das einem erlaubt, von materiellen Zwän-

gen weitgehend entlastet zu sein. Man hat eine höhere Verfügungsgewalt über das eigene Leben, besitzt eine höhere Sicherheit. Man kann Schwierigkeiten des Lebens, wie etwa Krankheitszeiten, leichter überbrücken. Diese Vorteile sind offensichtlich und gelten allgemein als beneidenswert. Aber diese materielle Sicherheit befördert keineswegs automatisch auch Glücksgefühle. Innere Krisen, Lebensängste, die Sorge um die familiäre und unternehmerische Zukunft, die Furcht vor Krankheit oder Übergriffen finden auf einer emotionalen und psychischen Ebene statt, die man auch mit viel Geld nicht auslöschen kann.

Kann es sogar so sein, dass Besitz Verlustängste auslöst?

Druyen: Der Mensch ist grundsätzlich mit der paradoxen Eigenschaft ausgestattet, weniger das zu schätzen, was er hat, als das, was er begehrt. Insofern sind Verlustängste durchaus bei vielen Reichen vorhanden. Diese sind auch nicht unbegründet, denn Reichtum geht entgegen einer mythischen Verklärung auch sehr oft verloren. Ob nun in kurzer oder längerer Frist, Familien, die über Jahrhunderte reich waren, gibt es kaum.

Sie machen einen Unterschied zwischen schnellem, neuem Geld und altem Geld...

Druyen: Zweifellos liegen zwischen einem Vermögen von zwei Millionen bis zu zwanzig Milliarden Welten, die sich nicht mit wenigen Begriffen erklären lassen. Oberflächlich kann man dennoch sagen, dass altes Geld ja erst mal nichts anderes bedeutet, als dass man Zeit hatte, sich an den Besitz und den Umgang mit Geld zu gewöhnen. Das betrifft den gesamten Lebensalltag, das familiäre Umfeld und die Auswirkungen auf Kinder und Erben. Also sind mit altem Geld viel größere Routinen und Erfahrungswissen verbunden, die sich auf die Funktionalität, die Verantwortung und die Souveränität auswirken.

Wer dagegen sehr schnell reich geworden ist, muss sehr viele Lernschritte in kürzester Zeit zurücklegen. Das führt meistens dazu, dass erst einmal materielle Interessen im Vordergrund stehen. Ein anschauliches Beispiel sind die Lottogewinner: Mehr als 70 Prozent von ihnen, die mehr als eine Million Euro gewinnen, stehen nach drei, vier Jahren schlechter da als zuvor. Warum? Es ist nicht einfach, Geld zu haben. Die Fertigkeit besteht darin, es zu bewahren. Hier spielen Kompetenz, Netzwerke sowie die berufliche oder unternehmerische Praxis eine entscheidende Rolle.

Gibt es eine Vermögensform, die mich glücklicher macht?

Druyen: Grundsätzlich unterscheide ich zwischen Reichtum und Vermögen. Der Reiche sitzt in einem zermürenden Hamsterrad und kümmert sich nur um sich selbst. Er ist ausschließlich auf Erwerb und Geldbesitz fokussiert, auf Wachstum und Gewinn. Der Vermögende hingegen sieht auch über sich und die Familie hinaus. Ihm ist die Verantwortung für die Gesellschaft insgesamt bewusst. Tatsächlich ist es erwiesen, dass Gutes tun sowohl die Gesundheit als auch die Glücksfähigkeit befördert.



Thomas Druyen (53) etablierte die Vermögensforschung.

Existiert nach Ihren Erkenntnissen dieses Buddenbrooks-Syndrom, wie in Thomas Mann großem Roman beschrieben: die erste Generation erarbeitet es, die zweite mehrt es, die dritte vernichtet es?

Druyen: Nicht immer, aber dennoch existiert dieses Phänomen. In der klassischen Gesellschaftsstruktur des vergangenen Jahrhunderts haben Kinder ihren Eltern in einer anderen Weise nachgeeifert, als sie es heute tun. Wenn man ein Unternehmen hatte, war es oftmals so, dass Kinder dort ihren Platz fanden, manchmal über mehrere Generationen hinweg. Das hat sich weitgehend geändert. Die Individualisierung führt dazu, dass Kinder eigene Wege gehen wollen. Allerdings wird das genannte Syndrom zuweilen sichtbar, wenn Vater oder Mutter begnadete Unternehmer sind: Diese Konstellation hat starke Prägungskraft. Die Nachkommen müssen im Glanz und Schatten des großen Vorbilds leben und scheitern häufig daran. Das erlebe ich wirklich in einigen Familien. Vermögen ist immer auch eine Hypothek.

Wodurch unterscheidet sich ein erarbeitetes von einem erbten Vermögen?

Druyen: Vergleichen wir zwei Unternehmer um die 50: denjenigen, der etwas Neues erfunden oder Außergewöhnliches er-

arbeitet hat, der mit Rastlosigkeit, Zielgerichtetheit, Hoffnung und Bedingungslosigkeit ausgestattet, sein Ziel zu erreichen suchte. Dieser Typus handelt nur selten vorrangig des Geldes wegen. Hier steht leidenschaftliches Unternehmertum im Vordergrund.

Betrachten wir den anderen Fall: Diese ganze Energie der schöpferischen Ungewissheit bleiben dem Erben erst einmal erspart. Er lebt in bereits geordneten Verhältnissen. Also muss er seine Lebenshaltung und den eigenen Ansporn suchen und entwickeln. Natürlich gibt es brillante Erben, die eine eigene

„Wer schnell reich wird,
muss auch vieles sehr
schnell lernen.“

unternehmerische Idee haben, es gibt andere, die das Erbe mehren und fortsetzen. Aber leider gibt es auch viele, die unter der Last eines Erbes buchstäblich zusammenbrechen oder es verschwenden.

Ein Gutteil Ihrer Vermögensforschung beschäftigt sich damit, dass es zunehmend wohlhabende, auch reiche Menschen gibt, die mit ihrem Geld Gutes und Sinnvolles tun. Sie gründen Stiftungen, spenden, fördern karitative Projekte. Wie weit verbreitet ist dieses Phänomen inzwischen?

Druyen: In der Studie „Vermögen in Deutschland“, die wir in einigen Wochen publizieren, wird deutlich, dass drei Viertel der wohlhabenden Befragten bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Es ist wohl so, dass die eigentlich abgenutzte Metapher von dem einen Boot, in dem wir alle sitzen, als Wirklichkeit immer mehr akzeptiert wird. Neben dem wachsenden und unverzichtbaren gesellschaftlichen Engagement entsteht zudem die Überlegung, wie man soziale Probleme auch mit unternehmerischen Mitteln lösen kann? Wir nennen das Vermögenswirtschaft, die neben dem Karitativen eine wichtige Rolle spielen wird. Dadurch würde man den Vermögenden eine unternehmerische Alternative bieten, am Gestaltungsprozess der Gesellschaft teilzunehmen. Die Investition in gemeinnützige Unternehmen schafft am Ende auch Arbeitsplätze. Und das scheint mir der größte philanthropische und gesellschaftliche Gewinn zu sein.

Inwieweit spielt der Glaube eine Rolle bei den Vermögenden?

Druyen: Er ist ein wichtiges, häufig anzutreffendes Motiv, übrigens weltweit. Wir untersuchen ja nicht nur die Vermögenden in Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Großbritannien, China oder Indien. Religion oder zunehmend Spiritualität spielen fast überall eine



Das Engagement seiner Frau Jenny Jürgens für alte und bedürftige Menschen bewundert Thomas Druyen mehr als alles andere: „Sie tut das Richtige.“ Die Schauspielerin (derzeit für die ZDF-Serie „Lena“ vor der Kamera) und Tochter von Udo Jürgens hat gemeinsam mit dem DRK die Stiftung „Herzwerk“ ins Leben gerufen. Nähere Informationen unter www.jennyjuergens.de

einflussreiche Rolle. Wir haben eindeutig festgestellt: Je höher die Religiosität ist, desto höher ist auch die Mildtätigkeit.

Nun kann man einwenden, öffentliche Mildtätigkeit wird häufig auch zur Schau gestellt, um das eigene Wohlbefinden und die eigene Bedeutung zu steigern – nicht nur, aber auch in Düsseldorf...

Druyen: Um mit Fontane zu antworten: Das ist ein weites Feld. Es ist ohne jeden Zweifel so, dass „Gutes“ getan wird auch aus Status- und Reputationsgründen, aus Eitelkeit, aus schlechtem Gewissen, aus Eigennutz, gar keine Frage. Wir wissen, dass große Benefizkonzerte lobenswert sind, aber eben auch den CD-Verkauf von Musikern beschleunigen. Wir wissen von Semiprominenten, die sich in Ermangelung beruflicher Alternativen gerne humanitären Organisationen zur Verfügung stellen, auch damit sie weiter in der Zeitung stehen.

Wissenschaftlich unterscheiden wir zwischen Gemeinnützigkeit, Vermögenskultur und „Charity“. Letztere sollte man ebenfalls genauer unter die Lupe nehmen, um die Spreu vom Weizen zu trennen. Im Übrigen ist es wichtig festzuhalten: Unser Stiftungssystem erweist der Gemeinnützigkeit einen großen Dienst. Die derzeit bundesweit tätigen 17 000 Stiftungen beweisen dies eindrücklich. Aber vor 150 Jahren gab es ungefähr 100 000 Stiftungen – Großzügigkeit und Mildtätigkeit sind also keine Erfindung der Neuzeit.

Im Grundgesetz heißt es, Eigentum verpflichtet. Das ist bisweilen folgenlos geblieben...

Druyen: Ich bin überzeugt, dass der Weg des Sozialunternehmertums erfolversprechend ist: Wenn sich jetzt in Düsseldorf zum Beispiel wohlhabende Familien zusammentun und einigen ehemaligen Ärzten, Krankenschwestern, Arbeitslosen und Freiwilligen bei der Gründung einer Pflege-GmbH helfen, ist das mehr als eine unternehmerische Investition. Es hat zur Folge, dass menschliche Qualitäten genutzt, Auskommen verdient und Steuern bezahlt werden können.



Druyen beim D-Luxe-Gespräch in seinem Wohnzimmer mit RP-Chefredakteur Sven Gösmann.

Diese Investition kann bei erfolgreichem Handeln sogar teilweise zurückgezahlt werden. All dies wäre nicht nur ein gutes System, um der jeweiligen Verantwortung Rechnung zu tragen, sondern auch die Herausforderungen des demografischen Wandels pragmatisch zu beantworten. Insofern würde ich sagen: Alle Formen des Eigentums verpflichten.

Wo engagieren sich Stifter und Stiftungen bevorzugt?

Druyen: Die dominierenden Bereiche sind Soziales, Bildung und Erziehung, Kunst und Kultur, Wissenschaft und Forschung sowie Umweltschutz. Dennoch ist dieser Markt sehr unübersichtlich, so dass sich einige Institutionen darum bemühen, einen seriösen und geprüften Überblick zu geben. Stellen wir uns das so wie einen TÜV vor. Das wird immer mehr Transparenz erzeugen. Insgesamt sollte die Stiftungslandschaft ihre Professionalität und Vernetzung verbessern, damit die Problemlösung nicht nur subjektiv, sondern auch systematisch erfolgen kann.

Was raten Sie jemandem, der eine Stiftung gründen möchte – wie und wo sollte er sich engagieren?



Der denkende (oder grübelnde?) Affe ziert Druyens Schreibtisch.

Druyen: Mir erscheinen generelle Empfehlungen nicht hilfreich. Eine solche Initiative muss zur Person passen, und auch der Stiftungszweck sollte den Aspekt der Nachhaltigkeit berücksichtigen. Hier bedarf es professioneller Beratung. Ein erster Kontakt zum Stifterverband wird viele Türen öffnen.

Beschließen wir unser Gespräch mit einem Gedankenexperiment: Bei all dem, was Sie beschrieben haben, ist es nicht viel besser, sein Leben simpler zu gestalten, also gleich Mönch zu werden und nicht erst ein Unternehmer, der mit 54 aussteigt und dann Gutes tut? Wer wird glücklicher auf sein Leben zurückblicken: der Mönch oder der Unternehmer?

Druyen: Wir wissen aus Studien britischer Kollegen, dass geistliche Brüder und Schwestern, die ihr Leben der Religiosität oder einem Orden gewidmet haben, eine um 20 Prozent längere Lebenserwartung besitzen. Wenn jedoch jeder von uns seinem Leben eine 20-prozentige Steigerung seines Mitgefühls hinzufügen könnte, würde für ganz viele Menschen das Glück zu einer irdischen Chance.

Vielen Dank für das Gespräch!